



Nr. 151

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 2. Juli

1903.

Die Blüthe des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

(Fortsetzung.)

Selbst Vater, die rechte Hand des gefährlichen Abenteurers zweifelte nicht an der Echtheit des Abels seines Chefs.

Auch Bastien wußte nicht, woher die Pergamente seines Galeerengenossen stammten.

Ein einziger Mensch, Charles Lavardens, hätte es vermocht, Aufklärung über die Herkunft des „Herrn Baron“ zu geben. Rozen gratulierte sich, ihn zum Schweigen gebracht zu haben. Aber trotz aller dieser Erfolge fühlte sich Saint-Magloire von einer inneren Unruhe befallen.

Ein unbestimmtes Gefühl des Mißtrauens ließ ihn nur noch selten los und ergriff ihn auch, als er Oliva bei Elena, mit welcher er seit dem Tode Pepes vollständig entzweit war, als Gesellschafterin fand.

Ein ganz flüchtiger Umstand hatte seinen Argwohn nochbestärkt.

Bei einem Besuche Lemoines, welcher trotz des anfänglichen Widerstandes Rozens der Hausarzt der Baronin geworden war und seine großen und kleinen Empfänge in dem Hotel hatte, bemerkte der Baron, daß sich der Arzt auffällig um die Gesellschaftsdame bemühte. Er hatte auch einige Worte ihrer Unterhaltung überraschen können.

„Niemals werde ich Ihnen meine Dankbarkeit genügend beweisen können“, hatte diese Frau Vaclair gesagt.

Saint-Magloire beauftragte Macaron alias Robertson, Oliva genau zu überwachen, und hatte von ihm erfahren, daß sie bei dem Doktor gewesen war, wo sie lange geblieben sei.

„Gut“, sagte er mit einem Lächeln, in welchem eine Drohung lag. „Gut, das ist eine Person, welche ich nicht aus dem Auge verlieren werde.“

Mehrere Tage lang beobachtete der Baron die Gesellschaftsdame Elena's scharf, aber er bemerkte nichts Auffälliges und sagte sich, daß er wohl unrecht hatte, sich den Kopf zu zerbrechen.

37. Capitel.

Der Doktor Lemoine verfolgte mit der Hartnäckigkeit eines Indianers sein Rache- und Richterwerk.

Hitzig und leidenschaftlich ging er allen Spuren nach, welche er zu finden glaubte, und mehr als je war er von der Schuld des Barons de Saint-Magloire überzeugt.

Sein treuer Freund, der Sicherheitschef, erleichterte ihm sein schwieriges und geheimes Werk durch vertrauliche Mittheilungen, bei denen es ihm nicht darauf ankam, auch einmal das Amtsgeheimniß zu lüften.

Die beiden Freunde sprachen oft unter vier Augen über dieses Problem, von dem sie wie besessen waren.

Bei einer dieser Unterredungen wurde Lemoine von dem Uebereinkommen unterrichtet, welches mit dem Ministerpräsidenten getroffen worden war.

„Ich wette“, sagte er zu Cardec, „daß der Minister Euch mit viel Diplomaten-Weißwasser besprengt hat. Donnerwetter! Warum auch nicht, Ihr seid alle beide unantastbare Beamte, und da wird er Euch beiden einige wunderschöne Lobhudeleien über Euren Fleiß gespendet haben, ohne Euch weiter zu engagieren.“

„Du hast Deine Worte im voraus verloren, mein lieber Doktor. Wir haben in ihm einen ausgezeichneten Chef gefunden,

(Nachdruck verboten.)

der bereit ist zu handeln. Wir haben vollständig freie Hand und was noch besser ist, die Versicherung, daß unsere Auslagen zurückerstattet werden. Ich kann Dir sogar versichern, daß nicht nur mein hoher Chef und mein College von der Schurkerei Saint-Magloires überzeugt sind, sondern daß unser lebhafter Wunsch dahin geht, endlich von dieser räthselhaften und verdächtigen Persönlichkeit befreit zu sein, die uns wie eine unbestimmte aber fürchterliche Gefahr bedrückt. Der Minister hat uns sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß er uns zu größtem Danke verpflichtet wäre, wenn wir Paris von diesem Kerl befreien könnten.“

„Unfinn“, schimpfte der Doktor. „Man gibt sich den Anschein, ihn vernichten zu wollen, aber hinterrücks protegirt man ihn.“

„Nein, nein! Man fürchtet ihn ungeheuer; das ist doch etwas anderes. Der Mensch kennt verschiedene Staatsgeheimnisse und manche von den kleinen Infamien, welche die Scheidemünze der Politik bilden.“

Um sich zu verteidigen, ist der Kerl zu allem fähig, wenn man ihn nicht ohne viel Federlesens ein für alle Male mit einem gehörigen Hammerhieb zusammenhaut. Soviel ich ahne, oder besser gesagt, was ich fühle, ist, daß seine Verhaftung eine Katastrophe, ja selbst eine Reihe von Katastrophen nach sich ziehen wird.

„Außerdem“, fuhr Cardec nach einer kurzen Pause fort, „sind wir nicht mehr in Venedig, zur Zeit, wo man es so gut verstand, sich die Lästigen vom Halse zu schaffen. Kein Hohn krähte darnach. Heutzutage hat man einen ganzen Haufen Bedenken, selbst gegenüber den verwegensten Schurken. Man muß sich schön brav nach den Vorschriften richten.“

„Na und wenn schon! Wir werden uns eben nach allen Vorschriften richten und doch die Wahrheit ans Licht ziehen. Du wirst schon sehen. Ich überliefere Dir das Scheusal tod oder lebendig, so wahr ich Lemoine heiße.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Doktor von seinem Freunde und ging stehenden Fußes nach dem Hotel Saint-Magloires.

Seit dem Tode des kleinen Jose verkehrte er dort, wie man sich erinnern wird, häufig und der Herr des Hauses kam ihm scheinbar mit der größten Freundschaft entgegen.

Lemoine hütete sich natürlich, diese Herzlichkeit, über die er sich keiner Täuschung hingab, als baare Münze zu nehmen.

Sin und wieder überraschte er einen flüchtigen Ausdruck des Mißtrauens auf dem Gesicht des Barons.

Er fühlte sehr wohl, daß der Baron mit seinem durch die Gewohnheit noch verschärften Instinkt in ihm einen Feind erkannte.

Aber der Doktor blieb undurchdringlich. Er gab sich in diesen zweideutigen Salons, in diesem Milieu von Hochstaplern erster Güte ebenso natürlich, wie in seinem Laboratorium oder in dem Arbeitskabinett des Chefs der Sicherheitspolizei.

Er spielte seine Rolle so gut, daß Saint-Magloires Argwohn von der Einfachheit und der Niedrigkeit seines Gastes eingelulst wurde.

„Es war doch wirklich thöricht“, sagte er sich, „mich vor Lemoine zu fürchten. Er ist ein Tropf, den die Wissenschaft hyp-

notifiziert. Er weiß nichts, er ahnt nichts. Wie sollte er sonst, er der Prinzipienreiter, der Moralist, in einem verdächtigen Hause verkehren? Wenn er nicht im Geheimen nur wegen meiner Frau hierher kommt! . . . Hel! Hel! Quien sabe! wie Elena sagt . . . Diese Gelehrten sind manchmal entzündbar!"

Rozen hätte es nicht besser treffen können.

Es mußten doch schon in der That ganz gewaltige, zwingende Gründe vorliegen, um Lemoine dazu zu bringen, fast ein Intimus des Menschen zu werden, dessen Untergang er beschloß.

Trotz seines angeborenen Abscheues vor der Zweideutigkeit hatte er sich davon überzeugen müssen, daß kein Beobachtungs- posten werthvoller war als dieser; denn er lebte, als Hausfreund und Hausarzt, sozusagen im Herzen des Schauplatzes.

Wer den Zweck will, will die Mittel.

Aber ohnedes, er sich recht klar darüber wurde, gehorchte er noch einem anderen Triebe: dem Verlangen, Elena wiederzu- sehen, und Saint-Magloire selbst war es, der ihn in die Nähe der Geliebten brachte.

Eines Tages, als die Baronin, von einem hitzigen Fieber geschüttelt, noch geschwächer und leidenber schien als gewöhnlich ließ er den Doktor rufen und führte ihn zu seiner Frau.

Rozen, der gewiehte Beobachter, bemerkte nicht die mögliche Blässe Elenas, als der Doktor eintrat, der seinerseits nur mit großer Mühe seiner inneren Erregung Herr werden konnte.

Der Bankier dachte an diesen Tagen kaum an etwas anderes als an ein Riesenunternehmen zweifelhafter Güte, das er lanciren wollte, und welches, wenn es gelang, ihm einen enormen Gewinn versprach.

Er beeilte sich auch, nach einigen banalen Phrasen nach der Börse zu eilen und den Doktor mit der Leidenden im tete-a-tete zu lassen.

Elena hielt dem Doktor die abgemagerte Hand hin, der sie ehrfurchtsvoll an die Lippen führte.

"Mein Freund", sagte sie traurig, "ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern, bis ich meinen Engel wiedersehe."

"Widersprechen Sie nicht", fuhr sie fort, als Lemoine, den dieser schmerzvolle Anfang tief bewegte, erschrocken eine abwehrende Bewegung machte. "Nein, widersprechen Sie nicht. Ich fühle es, und das sind Vorahnungen, die nicht täuschen. Weder Ihre Wissenschaft noch Ihre Freundschaft können es ändern: ich bin zu Tode getroffen. Gott sei Dank dafür! Warum sollte ich noch länger auf dieser Erde weilen, an die mich kein Band mehr knüpft, wo mir der Aufenthalt zur Last wird? Aber ich bin glücklich, Sie, bevor ich sterbe, wiedergesehen zu haben, glücklich, Ihre liebe Stimme wieder gehört zu haben glücklich, Ihre treue biedere Hand drücken zu können."

Erschüttert bis ins Mark und unfähig, einen Ton herauszubringen, preßte Lemoine die dünnen Fingerchen, die ihm Elena gelassen hatte.

Nach und nach faßte er sich wieder.

"Arme Frau! Arme Freundin!" murmelte er mit erstirfter Stimme.

"Ich thue Ihnen weh, mein Freund?" fragte sie sanft, fast zärtlich, als sie sah, wie das Gesicht des Doktors schmerzlich verzerrte.

"Ja, Sie thun mir weh, grausam weh!" antwortete er. "Denn trotz der langen Trennung, trotz des Ausbleibens aller Nachrichten, des scheinbaren Vergessens in dem Sturm des Lebens hat niemals ein anderes Weib den Platz in meinem Herzen eingenommen, den die Erinnerung an Sie darin leer gelassen."

"Auch ich hätte Sie geliebt, wenn Gott es gewollt hätte . . ." sagte Elena leise wie im Selbstgespräch. "Aber Gott hat nicht gewollt. An uns ist es, uns in das Unabänderliche zu fügen. Glauben Sie mir, der Tod allein gleicht alles aus. Er allein bringt Erlösung und Vergessen."

Lemoine richtete einen langen Blick auf Elena. Seine ganze glühende Leidenschaft spiegelte sich in diesem Blick, der ihr das Blut in die farblosen Wangen trieb.

"Hören Sie mich", rief er mit dem heiligen Feuer der Liebe aus, "hören Sie mich an! Ich will nicht, daß Sie sterben, ich will es nicht. Sie dürfen nicht sterben! Sie müssen leben! Sie müssen!"

Lemoine sprach noch lange auf die junge Frau ein. Mit einer Beredsamkeit, welche die Größe seiner edlen Leidenschaft überzeugend und berauschend machte, während seine Stimme vor Schmerz und Wonne zugleich bebte, bemächtigte er sich der Seele Elenas und weckte in ihrem tiefsten Innern in einem Sturm widerstreitender Erregungen wieder den Muth, den Willen zum Leben, den sie für immer in sich getödtet glaubte.

Wie magnetisirt von dem Zauber der beherrschenden Willensstärke des Mannes, welchem sie stets eine geheime Verehrung bewahrt hatte, überraschte sie sich dabei, noch zu hoffen und verwirrt die Wahrscheinlichkeit besserer Tage zu überlegen.

Als der Doktor, stolz und glücklich über sein Auserstehungs- werk, endlich von ihr Abschied nahm, hatte er sein Spiel gewonnen. Die Kranke war noch traurig und melancholisch, noch von Schmerzen gepeinigt, — aber sie sprach nicht mehr vom Sterben.

Eine geheime Stimme flüsterte ihr ins Ohr, daß noch etwas Unbekanntes, etwas von Friede und Seligkeit und selbst von Glück ihr werden könne und daß ihr dann das Leben viel- leicht wieder werth sei, geliebt zu werden.

Von diesem Tage an war Lemoine der tägliche Gast des Palais Saint-Magloire.

Die Liebe aber ließ ihn sein Richteramt nicht vergessen. Im Gegentheile.

38. Capitel.

Obgleich Saint-Magloire, von seiner Liebe zu Germaine Reyval und von seinen Geschäften gleicherweise erfüllt, die eheliche Wohnung fast gar nicht mehr betrat — er nahm dort nur noch den kleinen Morgenimbis ein, oft ohne Elena überhaupt zu sehen, da sie gewöhnlich in ihrem Zimmer frühstückte — begann ihm die Beharrlichkeit Lemoines unangenehm aufzufallen.

Eine oberflächliche Liebelei der Baronin hätte ihn keineswegs beunruhigt, denn er lebte ja fast völlig von der armen Frau getrennt. Er hätte mit ihren gesellschaftlichen Vorzügen, die seinem Hause ein vornehmeres Relief verliehen, vor der Oeffentlichkeit gern auch fernerhin geprunkt. Aber seit dem Tode ihres Kindes und dem heftigen Austritt, der darauf folgte, zeigte sich die Baronin nicht mehr.

Er hätte deshalb bereitwillig ein Auge zugedrückt oder eine Liebesintrigue gar heimlich begünstigt in der Hoffnung, daß Elena unter dem Einfluß einer solchen endlich ihr Vater dolorosa-Gesicht ablegen und strahlend verführerisch wie zuvor wieder die Rolle der Herrin des Hauses übernehmen werde.

Aber daß gerade dieser Lemoine dabei im Spiele sein sollte, behagte ihm nicht.

Er wußte zwar nichts von dem früheren Verhältniß des Doktors zu Elena. Aber sein Instinkt warnte ihn vor diesen ernstesten Gelehrten, der gleichzeitig begeistert und überlegt, großmüthig und praktisch, willensstark und undurchbringlich war.

Bei einem solchen Manne und einer Natur, wie derjenigen Elenas, konnte sich der Flirt gar leicht in eine Leidenschaft verwandeln. Wenn er auch gern die Ruhestunden Elenas ausgefüllt und ihre Eifersucht abgelenkt wissen mochte, so wollte er doch nicht die Herrschaft über sie verlieren.

Sie wußte gar zu viel!

"Eine verliebte Frau hat kein Geheimniß vor dem Manne, den sie liebt", sagte er sich.

Ein einziges unüberlegtes Wort Elenas in einem Moment der Hingebung würde nicht in das Ohr eines Tauben fallen.

Trotzdem wagte er es nicht, offen mit Lemoine zu brechen; das wäre nicht „pariserisch“ gewesen. Er ließ ihn jedoch peinlich genau überwachen.

Aber er erfuhr nichts, was nicht schon sozusagen alle Welt wußte.

Lemoine verkehrte viel bei dem Chef des Sicherheitsdien- stens, aber es war ja bekannt, daß sie Jugendfreunde waren, zudem pflegte der Baron ja selbst mit den höchsten Staatswür- denträgern einen regen Verkehr. Er hatte seine officiellen und privaten Empfänge auf der Polizeipräfektur wie auf dem Mini- sterium des Innern, wo er sogar niemals zu antichambrieren brauchte.

Lemoine sagte übrigens in der Oeffentlichkeit niemals etwas Nachtheiliges über den Bankier aus.

Vergeschlossen wie er war, hütete er sich, jemals ein Wort fal- len zu lassen, welches zu zweideutigen Auslegungen hätte Anlaß geben können. Wenn er von Saint-Magloire sprechen mußte, so that er das in dem Tone der familiären Sympathie, welche die Pariser Gesellschaft anspricht, wenn von einer Person die Rede ist, die in Mode gekommen.

Was seine Beziehungen zu der Baronin anbetraf, so blie- ben dieselben nach wie vor harmlos, bei einer gewissen zärtli- chen Aufmerksamkeit, welche niemals das Maß der discreten Verehrung überschritt, die ein Hausarzt und Hausfreund einer Leidenden, schönen Patientin schuldet.

Saint-Magloire war aber trotzdem beunruhigt.

Wie ein geheimes Raubthier witterte er unbestimmt eine unbekannte Gefahr. Er beschloß deshalb, selbst zu wachen und kräftigere Mittel zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rotkehlchen.

Von Elie Berthet.

(Nachdruck verboten.)

In einem schönen Frühlingstage ging ich im Zoologischen Garten zu viel spazieren. Ich wandte mich aufs Geratewohl nach einem der entlegenen Teile des Gartens, wo eine reizende Szene meine Aufmerksamkeit erregte. Ein hübscher Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren stand in tiefem Traueranzuge auf einem Hügel und warf den Vögeln Brotsamen zu. Viele reizende, kleine Vögel hatten sich in der Nähe des Knaben niedergelassen und pickten unter lebhaftem Zwitschern die ihnen zugeworfenen Brocken auf. Mit lebhafter Freude betrachtete der Kleine die Tierchen und warf ihnen, ohne sie zu erschrecken, ihre Nahrung zu.

„Sie haben wohl die Vögel sehr lieb?“ fragte ich ihn. „Ja wohl“, erwiderte er, den Kopf wegwendend, als wolle er eine Träne unterdrücken, „besonders die Rotkehlchen.“ Ich erkannte, daß dieser Rührung eine schmerzliche Geschichte zu Grunde lag und wagte nicht, ihn weiter zu fragen.

Trotzdem gelang es mir, das Geheimnis dieser jungen Seele zu erforschen, und während wir uns in einer ganz menschenleeren Allee ergingen, sprach er zu mir:

„Ja, mein Herr, ich liebe die hübschen Vögel, denn sie rufen teure Erinnerungen in mir wach; aber ich liebe sie nicht wie andere, indem ich sie in einen Käfig sperre und sie der Freiheit und der frischen Luft beraube, sondern indem ich diese artigen Wesen schütze, die niemandem schaden und durch ihren Gesang uns alle entzücken.“

Diese so einfachen und doch so klugen Worte setzten mich von seiten eines Kindes in Erstaunen.

„Ich hatte eine Schwester, die ein Jahr jünger war als ich“, fuhr er seufzend fort, „und die ebenso dachte. Teure, kleine Nina, sie war so sanft, so gut und so schüchtern.“

Ich warf einen Blick auf die Kleidung des Kindes und begriff jetzt, warum es weinte.

„Im letzten Winter“, fuhr er fort, „war ich mit Nina auf dem Lande. Eines Tages gingen wir im Park spazieren, als plötzlich in einem nahen Busch der rauhe Schrei eines Habichts sich vernehmen ließ.“

Nina hatte Furcht und wollte entfliehen, aber ich hielt sie zurück, und wir näherten uns dem Strauche, um den häßlichen Raubvogel daraus zu verjagen, der heftig mit seinen großen Flügeln um sich schlug. Kleine, feine Federchen flogen in der Luft umher; wir bogen die Zweige des Haselnußstrauches auseinander und erblickten ein kleines Nest, das der Habicht vollständig zerstört hatte. Nur einer von den Jungen war noch am Leben — während die blutigen Ueberreste seiner Brüder rings umher lagen — und zwitscherte verzweifelt, als wolle er uns zu Hilfe rufen. Die Mutter war jedenfalls bei der Verteidigung ihres Nestes ums Leben gekommen, und nur das schwächliche von allen Jungen war übrig geblieben.

Nina nahm ihn zärtlich in die Hand und sagte: „Armer Kleiner, er hat jetzt weder Mutter noch Brüder, und vielleicht kommt der boshafte Habicht zurück. Wenn wir ihn verlassen, stirbt er vor Hunger oder wird vielleicht getötet.“

„Run“, sagte ich, „dann müssen wir ihn behalten; wenn er größer geworden und sich seine Nahrung selbst suchen kann, geben wir ihm die Freiheit zurück.“

Nina klatschte vergnügt in die Hände und brachte den Vogel mit nach Hause.

Sie machte ihm ein Nest aus weißer Wolle, und wir pflegten ihn beide auf das sorgsamste.

Aus dem kleinen, unscheinbaren Vögelchen entwickelte sich in kurzer Zeit ein allerliebstes Rotkehlchen, das lustig im Zimmer umher hüpfte und unaufhörlich zwitscherte, als hätte es uns, wir sollten ihm die Freiheit wieder geben.

Eines Tages sagte ich zu Nina: „Wir müssen das Tierchen freilassen, denn wir haben ihm doch nicht das Leben gerettet, um es gefangen zu halten?“

Nina fing an zu weinen, nahm aber das Rotkehlchen, und wir gingen in den Garten.

Das Wetter war prachtvoll, der Himmel unbewölkt, und die Sonne strahlte im vollsten Glanze. Als Nina sah, daß alles ringsumher blühte und grünte, sagte sie, auf den in ihrer Hand zappelnden Vogel blickend:

„Der Undankbare wird uns bald vergessen!“

Wir gaben dem Vogel jeder einen Kuß, und Nina öffnete mit abgewandten Augen die Hand.

Das Rotkehlchen flog mit raschem Flügelschlage davon und setzte sich auf einen in der Nähe stehenden Baum, dort begann es zu zwitschern, als wollte es seine Befreiung feiern, und die süßen Laute zerrissen meiner Schwester das Herz. Nina setzte sich am Fuße des Baumes nieder und blickte traurig nach dem Gipfel empor. Plötzlich konnte sie ihren Schmerz nicht mehr bezähmen, streckte die Arme nach dem Rotkehlchen aus und rief: „Liebling! Liebling!“ Diesen Namen hatte nämlich meine Schwester dem Tierchen gegeben.

Bei diesem wohlbekannten Laute kam der Vogel vom Baume und setzte sich auf die Schulter seiner jungen Herrin.

O, wie glücklich war Nina damals, und wie streichelte und liebte sie das Tierchen. Meine Schwester sprach mit ihrer silberhellen Stimme, und das Rotkehlchen zwitscherte dazu. Tränen flossen über die Wangen des Kindes, die der Vogel sanft mit seinen kleinen Flügeln zu trocknen sich bemühte.

„Siehst du“, sagte Nina stolz, „Rotkehlchen will mich niemals verlassen.“

Arme, kleine Schwester, sie wußte nicht, wie wahr sie sprach!

Das Kind schweig einen Augenblick, strich mit der Hand über die Augen und fuhr dann fort:

„Von diesem Tage entspann sich zwischen Nina und dem Rotkehlchen eine innige Freundschaft. Der Vogel verließ seine Herrin nicht mehr; er folgte ihr durch das enge Haus; er kannte sie am Ton ihrer Stimme und dem Geräusch ihrer Schritte, ja, er kam sogar aus dem Garten, wo er frei herumflog. Morgens weckte sie der Vogel, zwitschernd kam er hinter den Gardinen hervor, setzte sich auf die Bettdecke und pickte auf die rosigen Lippen der kleinen Schläferin.“

Die schöne Jahreszeit verstrich, und wir mußten nach der Stadt zurück. Meine Schwester kränkelte und kam in ärztliche Behandlung. Als wir hier ankamen, befand sie sich noch schlechter als vorher und konnte bald das Zimmer nicht mehr verlassen. Oft sah ich, wie die Diensthofen mit trauriger Stimme leise Worte miteinander tauschten, und auch Mama überraschte ich oft, wie sie weinte; aber ich war damals noch so klein und wußte nicht, was sterben heißt.

Das Rotkehlchen begleitete seine kleine Herrin überall hin. Diese konnte nicht mehr ohne das Tierchen leben und erzählte ihm in ihrer kindlichen Naivität alle ihre Leiden. Wie oft sah ich den Vogel, wie er auf dem kleinen Finger Ninas saß und aufmerksam die Klagen meiner Schwester anzuhören schien. In solchen Momenten zwitscherte das Rotkehlchen nicht, es blieb traurig und nachdenklich, als fühle es die Leiden, die man ihm klagte. Wenn Nina erschöpft schwieg, dann streckte das Tierchen den Kopf vor, als wolle es ihr einen Kuß geben. Eines Tages hatte man mich einen Augenblick bei meiner Schwester allein gelassen. Ich glaubte, sie schlief, als sie mich plötzlich mit ihrem schwachen Stimmchen rief; eilig trat ich an ihr Bett.

„Leb' wohl, Bruder“, sagte sie, „ich fühle, ich sterbe, wo ist Mama?“

Ich wollte sie beruhigen und sagte, Mama würde gleich wiederkommen.

„Umarne mich“, sagte sie zu mir.

Ich beugte mich über sie, aber in demselben Augenblick fiel sie bewegungslos auf das Kopfkissen zurück. Sie war tot.

Ich stieß einen lauten Schrei aus und fiel auf die Knie.

In diesem Augenblicke schlug das Rotkehlchen, welches auf dem Bette gefesselt hatte, mit den Flügeln und entfloß durch das offene Fenster. Ich glaubte, die Seele meiner Schwester stiege zum Himmel empor.“

Ich ergriff die Hand des Knaben und drückte sie in den meinigen. Er dankte mir durch ein Nicken des Kopfes. Dem alten Diener, der während der Erzählung näher getreten war, standen die Tränen in den Augen.

„Er wird Ihnen sagen, was ich gelitten“, fuhr der Knabe fort, auf den treuen Alten zeigend. Als er schwieg, fragte ich schüchtern:

„Und das Rotkehlchen? Wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist?“

„Einige Tage nach dem Begräbnis“, fuhr der Knabe fort, „verlangte ich sehnlichst, man solle mich nach dem Kirchhof führen. Dort kniete ich am Grabe meiner Schwester nieder und betete für ihre Seele. Plötzlich ließ sich ganz in meiner Nähe der Gesang eines Vogels hören und erregte meine Aufmerksamkeit. Ich erhob den Kopf und bemerkte auf einer Zypresse das Rotkehlchen. Mein Herz schlug heftig. Ich rief: „Liebling! Liebling!“ und das Rot-

Lehlchen setzte sich auf meine Hand. Ich bedeckte das reizende Tierchen mit Küssen, das sich bei meinem Weggange auf einen dicht bei dem Grabe wachsenden Orangenbaum flüchtete, als wollte es mir zurufen, daß es sich noch immer zu der Toten gehörig betrachte.

Jedesmal, wenn ich den Kirchhof besuchte, fand ich das Rotkehlchen am Grabe seiner kleinen Herrin. Tags zwitscherte es auf dem Leichenstein, nachts schlief es auf den am Grabe niedergelegten Blumen. Vor einigen Wochen fanden wir es auf seinem gewöhnlichen Plage tot. Es war erfroren! Die arme Nina hat es nicht verlassen wollen."

Während dieser Erzählung hatten wir die Austerlitz-Brücke erreicht, wo ein Wagen das Kind und den Diener erwartete. Als wir uns trennten, reichte mir der Knabe die Hand und sagte mit schweremütigem Lächeln: „Seht, mein Herr, wissen Sie, warum ich die Vögel so lieb habe!“



Bei den Uampes am Amazonasstrom.

Wo der Rio Madeira und der Rio Negro in den gewaltigen Amazonasstrom münden, wohnen Reste eines vormals sehr zahlreichen Indianerstammes, die Uampes, welche unter den Eingeborenen einen hervorragenden Rang einnehmen, da sie viel Intelligenz und Kulturfähigkeit verraten. Sie sind von schlankem, kräftig entwickeltem Körperbau, treiben Ackerbau und haben bleibende Wohnstätten. Ihre Häuser sind aus Holz und Palmblättern gebaut und haben sogar eine Art Möblement, obgleich die Leute, welche dasselbe benutzen, jede Kleidung für überflüssig halten. Der Gebrauch von Schmuckgegenständen aller Art ist fast allein auf die Männer beschränkt; die Frauen tragen ein Armband am Handgelenk, und nur beim Tanz schmücken sie sich mit einer aus Korallen zierlich gearbeiteten kleinen Schürze, die jedoch nach der Festlichkeit sogleich wieder abgenommen wird. Die Männer tragen das Haar sorgfältig geschneitelt und gekämmt, und bei Jünglingen hängt es in langen Locken den Rücken herab, was ihnen in Verbindung mit einem auf den Kopf gesteckten Kamm und selbstamen Haarputze ein weibliches Aussehen gibt. Hierzu kommt, daß jede Spur von Bart ausgerottet wird. Diese Umstände zusammengestellt, lassen kaum einen Zweifel aufkommen, daß die Fabel von einem Amazonenvolke von dem weiblichen Aussehen dieses Indianerstammes herrührt. Da der Vorderteil des Körpers und die Brust stets durch den Schild, welcher fast gar nicht abgelegt wird, bedeckt ist, so hält man auf den ersten Blick selbst heute noch diese Krieger für Weibsteute. Bis hierher, aber gewiß nicht weiter, mögen früher einzelne Schiffe gedrungen sein.

Der Amazonasstrom ist fast ohne jedes Hindernis nahe an 1000 Leguas (1 Legua gleich 6637 Meter) von seiner Mündung an schiffbar, und doch sind erst in neuerer Zeit Fahrzeuge hinaufgegangen. Das erste Schiff, welches ihn von seiner Mündung an bis Nautu in Peru, also fast in seiner ganzen ungeheuren Länge untersuchte, war der Dampfer Marajo. Ueberall erregte die Ankunft des Schiffes ungeheure Aufregung, und mit Entsetzen flüchteten Frauen und Kinder in die Wälder, von wo sie zitternd das daherbrausende, feuerspeiende Ungeheuer betrachteten. Vergeblich schickte der Kapitän Landsleute ab, um ihnen zu sagen, daß sie ohne Besorgnis herankommen könnten. Sie weigerten sich und erwiderten, wenn sie das täten, würde das fürchterliche Wesen ihre Kinder verschlingen. — Ein Offizier, der mit einem Boote an das Land ging, um Holz schlagen zu lassen, hatte Gelegenheit, einen religiösen Akt der Eingeborenen zu belauschen, welcher beweist, daß diese größtenteils noch Sonnenanbeter sind. — In wunderherrlicher Pracht stieg nämlich das strahlende Gestirn des Ostens über den Horizont empor, da bemerkte er eine Anzahl Männer und Frauen vom Stamme der schon genannten Uampes, die am Rande des Urwaldes, das Antlitz gegen die aufsteigende Sonne gewendet, teils

demütig am Boden knieten, teils die Arme über der Brust gefaltet hielten, während ein junger Mann mit aufgehobenen Händen eine Art Gebet sprach. Wir haben hier offenbar den christlichen Kultus, welcher vor Jahrhunderten portugiesische Missionare einzuführen versuchten, vereinigt mit dem Sonnendienste der alten Inkas.



Fellacheneleud.

Der ägyptische Fellach ist ein höchst anspruchsloser Gesell. Seine Kleidung besteht aus einem langen, blauen Hemd, über welchem ein im Haus gesponnener Ziegenhaarmantel hängt, und einem Filzhut. Während der Arbeit jedoch geht er ganz und gar ohne Kleidung und trägt nicht einmal Schuhe. Seine Nahrung besteht aus trockenen Dührakuchen, saurer Milch und Wassermelonen, so lange es solche giebt. Fleisch ißt er nur an den drei großen, jährlichen Festtagen. Sein Haus ist eine elende, schmutzige Hütte, vier Wände von Rilschlamm gebaut und mit einem Dach von Dühraschäften überdeckt, mit einer niederen Thür und ohne Fenster —, das ist alles.



Der Adel in China.

Wenn ein Chinese sich rühmlich hervorgetan hat und deshalb einen hohen aristokratischen Rang erhalten soll, so besitzt der Sohn dadurch doch in keinem Falle das Recht, denselben Titel zu führen, sondern er bekleeidet den zweitnächsten Rang, und so geht es von Generation zu Generation stufenweise herab, bis der Adel endlich ganz erlischt, wenn nicht irgend ein Glied der Familie dem Staate neue Dienste erweist und auf diese Weise wieder zu der Würde seiner Vorfahren emporsteigt. Dieser weise Brauch veranlaßt einen steten Wett-eifer unter dem chinesischen Adel; ein jeder will dem Vaterlande Dienste erweisen, denn es ist eine weit ärgere Schande, den Adel erlöschen zu lassen, als denselben niemals besessen zu haben. In dem Reiche der Mitte ist das Goethesche Wort: „Was du ererbt vom deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ also buchstäblich zur vollen Wahrheit geworden.



Wie die Neumexikaner Ameisen fangen.

In Arizona und Neumexiko gilt als einzige Erquickung der Bewohner ein Stüd Mesca, das ist ein ziemlich starkes, aus den Blättern gewisser Kaktusarten destilliertes Getränk. Als Hauptplage aber wird von einer großen, schwarzen Ameise berichtet, welche jedes Haus, in das sie eindringt, als rechtmäßiges Eigentum zu betrachten scheint. Ohne den ihn betäubenden Mesca würde der Neumexikaner das Leben mit jenen Ameisen einfach für unerträglich ansehen. Um sich von den lästigen Quälgeistern zu befreien, pflegte man sonst wohl in einen Ameisenhaufen Pulver zu füllen und jenen zu sprengen; man unterhielt wochenlang einen Kreis von glühenden Kohlen oder goß wohl auch glühende Lauge hinein. Vergeblich; die schlauen Ameisen wußten sich zu schützen, und wenn die gefährdenden Manipulationen vorüber waren, erschienen sie wieder munter und nur zorniger als vorher. Ein geplagter Landmann wurde durch diese kleinen Feinde zur hellen Verzweiflung getrieben: er trank zum Abschiede aus diesem Jammertale noch eine Flasche Mesca aus, grub dieselbe in einen Ameisenbau neben seinem Besitztum und schwankte zum nächsten Kaufmann, um Pulver zu holen, dieses in die Flasche zu füllen und seine Feinde und sich selbst durch Anzündung desselben in die Luft zu sprengen. Wer malt aber sein Erstarken, als er bei Wiederaufsuchung der Flasche dieselbe voll von Ameisen findet, welche die Neugier in dieselbe getrieben hatte, ohne daß sie an der Glaswand wieder herausklettern konnten, während der Dunst des Spirituosums sie in so aufgeregten Zustand versetzt hatte, daß sie gegenseitig übereinander herfielen und sich den Garaus machten. Das erfreute den Farmer; er leerte natürlich noch eine Flasche Mesca, grub auch diese bis zur oberen Öffnung ein und betrachtete schmunzelnd am Abend seinen reichen Fang, den er in ein prasselndes Feuer schüttete. Seitdem sind in Neumexiko ein Mescakräuschen und die Vernichtung von Tausenden der lästigen Quälgeister zwei nicht voneinander zu trennende Begriffe.